

Gudrun-Axeli Knapp

Pushing the Boundaries: Eine Feldbeschreibung¹

In ihrer Quellensammlung zur neuen Frauenbewegung in Deutschland spricht Ilse Lenz vom „magischen Viereck“², das sich nach 1980 zwischen Frauenbewegungen, Frauenforschung, Gleichstellungsstellen und frauenbewegten Politikerinnen entfaltet. Auch wenn die Bezüge innerhalb dieses Vierecks zweifellos fachspezifisch variieren, gehe ich davon aus, dass die Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung, ihres Selbstverständnisses und ihrer Außenwahrnehmung, nur aus diesem Spannungs- und Interaktionsfeld heraus zu begreifen ist. Es ist zugleich ein Interaktionsfeld, das sich seit den Aufbruchzeiten erheblich verändert hat: zum Teil durch eigendynamische Entwicklungen innerhalb der Sektoren des „magischen Vierecks“ aber auch durch zunehmende Formen der Spezialisierung, Professionalisierung und Arbeitsteilung.

Die Verschiebungen in dem „magischen Viereck“ und in der Frauen- und Geschlechterforschung als Feld, um das es hier besonders geht, haben unter dem Einfluss übergreifender gesellschaftlicher Veränderungen stattgefunden. Stichwortartig zu nennen sind hier für die vergangenen zwanzig Jahre vor allem die deutsche Vereinigung und der Wegfall des „Eisernen Vorhangs“, Prozesse der europäischen Integration, die Formulierung von Gleichstellungsvorgaben auf EU- und nationaler Ebene sowie die europaweite Durchsetzung neuer Strukturen und Steuerungsformen im Wissenschaftssystem. Letztere gehen einher mit Tendenzen der Vermarktlichung, die unter Stichworten wie „entrepreneurial university“ oder „academic capitalism“ beschrieben worden sind.

In jüngster Zeit führt die sich zuspitzende Finanzknappheit der öffentlichen Haushalte zu verschärftem Einspardruck, zu Profilbildungszwängen und wachsender Konkurrenz zwischen und innerhalb der Hochschulen, zwischen und innerhalb der Fächer. Die Veränderungen im Hochschulsystem bedrohen alle Bereiche, die nicht als grundständig oder zumindest als wichtige Elemente der jeweiligen Profile gesehen werden; sie nötigen aber auch zu neuen Kooperations- und Bündnis-

formen, die sich als produktiv herausstellen können, auch wenn sie aus der Defensive kommen.

Im Fokus meiner Geschichte des „Woher – Wohin“ der Geschlechterstudien steht ein Widerspruch, den ich etwas pointieren will: Aus meiner Sicht liegt die besondere Vitalität, Produktivität und Reflexivität der Frauen- und Geschlechterforschung bisher zu einem Teil in jenen Merkmalen ihres Feldes begründet, die ihr in der Außenwahrnehmung häufig als Defizite angekreidet wurden und die dazu beigetragen haben, dass die Frauen- und Geschlechterforschung ein marginalisierter Bereich geblieben ist, der – entgegen anders lautenden Beteuerungen – *nicht* als selbstverständlicher und unverzichtbarer Bestandteil der Hochschulen und der Wissenschaften angesehen wird.

Die Dynamik der feministisch grundierten Frauen- und Geschlechterforschung war in den vergangenen dreißig Jahren wesentlich von drei Faktoren bestimmt:

1. von ihrer Situierung *zwischen den Stühlen*: am Rand der Disziplinen, zugleich zwischen den Disziplinen, am Rand und zwischen Paradigmen, zwischen „Engagement und Distanzierung“³, zwischen Theorie und anwendungsbezogener Praxis, zwischen Wissenschaftlichkeit und politischem Veränderungsinteresse. Diese Situierung zwischen den Stühlen hat schon in der älteren Frauenforschung wichtige Debatten und Lernprozesse inspiriert. Von außen ist sie dagegen als Mangel an Trennung zwischen Politik und Wissenschaft, als Mangel an Reflexivität, nicht selten auch als Mangel an Fachlichkeit gesehen worden.

2. ist die Dynamik und Produktivität der feministisch grundierten Frauen- und Geschlechterforschung davon geprägt, dass sie sich als kritisches Wissensprojekt sieht, das aus einer sozialen Bewegung stammt. Und obwohl man nicht davon ausgehen kann, dass alle Gender-WissenschaftlerInnen in allen Fächern zugleich FeministInnen sind, gehe ich auf der Basis meiner Erfahrungen davon aus, dass zumindest ein tragender Teil der Personen in dem Feld sich „irgendwie“ noch im Horizont dieser „imagined community“⁴ begreift und aus diesem Verständnis heraus forscht und argumentiert.

Ich habe in diesem Zusammenhang des Öfteren von einer *strukturellen Aporie* gesprochen, die diese Erkenntniskonstellation durchzieht und sie zu einer „heißen epistemischen Kultur“ gemacht hat: dem unauflöselichen Widerspruch zwischen einer unterstellten Unverzichtbarkeit und der zugleich faktischen Unmöglichkeit oder zumindest den Grenzen eines Bezugs auf ein politisches und epistemisches Referenzsubjekt.⁵ Die Aporie ist unausweichlich, und sie bleibt auch dann bestehen, wenn statt des Referenzsubjekts „Frauen“ die Kollektivreferenzen „Feministinnen“ oder „Marginalisierte“ eingesetzt werden; das sind die gängigen Alternativen in der feministischen Epistemologiedebatte, die die Optionen und Grenzen feministischer Wissenschafts- und Gesellschaftskritik ausgeleuchtet hat.⁶

Die Abarbeitung an dieser Aporie hat ungeheure Wirkungen gehabt. Wie kaum eine andere Wissenschaftsströmung hat die feministisch grundierte Frauen- und Geschlechterforschung mit leidenschaftlicher Grundlagenkritik immer wieder den Boden erschüttert, auf dem sie steht. Oft waren es die „outsiders within“,⁷ die dazu die Anstöße gaben. Und viele dieser Anstöße kamen aus den multiethnischen USA, wo die Auseinandersetzung mit den fragilen Grundlagen des feministischen „Wir“ besonders früh und vehement geführt wurde.

Die Reflexivität der feministischen Geschlechterstudien, die ich als ihre spezifische Stärke sehe, geht hervor aus teilweise schmerzhaften Auseinandersetzungen und Lernprozessen in „mactempfindlichen Konversationen“,⁸ in denen es immer um die Frage ging, wer von wo aus in wessen Namen was kritisiert und für wen zu sprechen beansprucht. Anhaltspunkte für derartige Lernprozesse, in denen sich die Verbindung und Reibung von epistemischen und politischen Aspekten feministischer Selbstreflexion zeigt, sehe ich in den 1990er Jahren vor allem in der Sex/Gender-Debatte und in der Diskussion über Ungleichheit und Differenzen unter Frauen. Ich sehe sie auch in dem ausgeprägten Bewusstsein von den Dilemmata, in denen sich feministische Kritik und Praxis bewegen: dem Gleichheits-Dilemma, das daran erinnert, dass die Gleichbehandlung Ungleicher Ungleichheit fortschreibt; dem Differenz-Dilemma, das darin besteht, dass eine Betonung oder gar Positivierung von Differenz die Anknüpfungspunkte perpetuiert, an denen sich Diskriminierung festgemacht hat. In den 1990er Jahren rückten das Dekonstruktions-Dilemma und Identitäts-Dilemma in den Vordergrund. Das Dekonstruktions-Dilemma erinnert daran, dass die „anti-kategoriale“ Kritik,⁹ die Dekonstruktion jeglicher Kollektivreferenzen, zugleich den Boden unterminiert, den feministische Kritik und Politik voraussetzen. Konstrukte wie das eines „strategischen Essentialismus“¹⁰ waren eine Antwort auf dieses Dilemma und stehen für den Versuch, Differenz und Alterität ernst zu nehmen, ohne in Relativismus zu verfallen. Das Identitäts-Dilemma als Zwilling des Dekonstruktions-Dilemmas verweist darauf, dass die Unterstellung und kriterielle Festlegung von gruppenbasierten „Identitäten“ zwangsläufig Momente des Nicht-Identischen und damit Ausschlüsse produziert. Auf dieses Problem hat besonders folgenreich Judith Butler mit ihrer Kritik an der Möglichkeit hingewiesen, ein „situiertes Subjekt“ zu fassen¹¹. Das berüchtigte „etcetera“ in feministischen Aufzählungen von „Differenzen“ unter Frauen (*race, class, gender, sexuality, religion, age, ability ... etcetera*) dokumentiert diese Verlegenheit.

Last but not least der dritte Faktor: das sind die Paradoxien, die die feministische Kritik im Zuge ihres Wirksamwerdens und in ihrem Kampf um Anerkennung und institutionelles Überleben selbst hervorgerufen hat im Sinne der nicht-intendierten Handlungsfolgen. Auch über diese wird zunehmend diskutiert.

Als paradox in einem *strikten* Verständnis haben insbesondere Konstruktivistinnen Effekte der Gleichstellungspolitik bezeichnet: die politische Absicht, die diskriminierende Bedeutung von Geschlecht zu entkräften, werde mit einer Strategie verfolgt, die impliziert, dass Geschlecht zum Dauerthema gemacht und dadurch re-inszeniert bzw. reifiziert wird. Eine parallele Kritik gibt es bezogen auf Theorie und Forschung. Als paradoxe Wirkung der Institutionalisierung von „Frauen- und Geschlechterforschung“ lässt sich auch die damit verbundene Zuständigkeitserklärung interpretieren. Ursprünglich darauf angelegt, die Gender-Thematik als selbstverständlichen Teil und Reflexionsgegenstand in allen Wissenschaften zu verankern und sich selbst damit überflüssig zu machen, ist im Zuge ihrer Institutionalisierung und angesichts der Veränderungsresistenz in weiten Teilen des wissenschaftlichen Umfeldes ein Bereich entstanden, der eigene Mechanismen der Selbsterhaltung, der Legitimation und des Marketing entwickelt hat. Aber auch ein Bereich, in den wieder alles, was mit der „Genderthematik“ zusammenhängt, delegiert werden kann. Gleichzeitig wird dieser nach wie vor feminisierte Bereich der Besonderung und der Partikularität¹² auf paradoxe Weise de-legitimiert durch rhetorische Effekte des Mainstreaming nach dem Motto „Gender machen wir doch heute alle“, dafür braucht man keine eigenen Stellen mehr. Vielleicht kann man auch das, was Sabine Hark in ihrem Buch „*Dissidente Partizipation*“ als „Schicksal“ der Disziplinwerdung¹³ bezeichnet, zu den nicht-intendierten Wirkungen des akademisch gewordenen Feminismus zählen.

Die Situierung zwischen den verschiedenen Stühlen und die oben beschriebene feministische Aporie haben in der Vergangenheit dazu beigetragen, dass die Frauen- und Geschlechterforschung mehr als andere wissenschaftliche Strömungen gezwungen war, sich mit ihren eigenen Grundlagen, mit abwertenden Zuschreibungen von außen sowie den widersprüchlichen Implikationen ihrer Praxis auseinanderzusetzen.

Aus diesen Reibungen und aus der charakteristischen Bezogenheit von Wissenschaftskritik, Gesellschafts- und Kulturkritik rührt ein Impetus, den Patricia Hill Collins in ihrer wissenssoziologischen Untersuchung der „Race, Class and Gender Studies“ in den USA als „Pushing the Boundaries“ beschreibt.¹⁴ Ein „Pushing the Boundaries“, das sie dem „Business as usual“ entgegensetzt.

Dieses „Pushing the Boundaries“, die kritische Abarbeitung an überkommenen Grenzziehungen, den überlieferten Deutungsangeboten, ihren Ausblendungen und Schlagseiten, und die Einführung neuer Fragestellungen und Perspektiven fand unter inhaltlichen Gesichtspunkten wesentlich in den Disziplinen statt, deren ausgearbeitete und kanonisierte Repertoires das Material der Kritik und die Gegenstände des „Boundary-Pushing“ waren.

Gleichzeitig reichte die Praxis der Frauen- und Geschlechterforschung immer auch über den disziplinären Horizont hinaus, fachliche Grenzziehungen wurden in Lektüren, Kommunikationen und Kooperationen überschritten. Das hatte in den Anfangsjahren einen banalen Grund darin, dass die Netzwerke feministischer Kritik und die frühen Bestände feministischer Wissenschaft zunächst überschaubar waren. Man las eben disziplinübergreifend, weil es wenig Einschlägiges zu lesen gab. Und die großen Sommerschulen und feministischen Konferenzen der 1970er und frühen 1980er Jahre waren ohnehin nicht an den Disziplinen orientiert, sondern an Frauen und ihren Problemen.

In der Wissenschaft war es der disziplinübergreifende Austausch, der es im Laufe der Zeit ermöglichte, die *systematische* Dimension der androzentrischen Strukturierungen in Kultur, Gesellschaft und auch in den kanonisierten Wissensbeständen der verschiedenen Fächer zu erkennen. Das trug im Laufe der Zeit zur Erweiterung und Konturierung feministischen Wissens bei, gleichzeitig und parallel dazu wurden zunehmend in der selbstkritischen Auseinandersetzung mit den eigenen Hervorbringungen andere Dimensionen von Ausblendung und herrschaftsförmiger Strukturierung offengelegt. Mit Sabine Hark würde ich sagen, dass wir es in der Frauen- und Geschlechterforschung epistemologisch mit einer „disziplinorientierten Transdisziplinarität“¹⁵ zu tun haben. Das ist die epistemologische Fassung der politischen „Querschnittsaufgabe“. Vom Netzwerk der an den verschiedenen Standorten und Einrichtungen kooperierenden Personen her haben wir es dagegen überwiegend mit einer kontingenten Pluridisziplinarität zu tun. Nicht überall wird in den Studienangeboten Transdisziplinarität konzeptionell realisiert. Das transdisziplinäre „Boundary Pushing“ im emphatischen Sinne findet vermutlich eher in der Forschung, bei gelungenen Tagungen oder Workshops und gelegentlich auch in Dissertationen und Habilitationen statt, die im Kontext der Gender Studies verfasst werden, die aber bisher zumeist eine disziplinäre Basis haben. In Abwandlung eines Spruchs, dessen Herkunft ich nicht mehr erinnere, lässt sich die Situation so auf den Punkt bringen: *Feminists are still outsiders within the disciplines – and strangers together. But they will keep on trying (if they let them).*

Wo stehen wir heute? Ein paar kurze Schlaglichter.

I.

Die Drift im magischen Viereck hat sich vergrößert. Angelika Wetterer spricht sogar davon, dass die in den verschiedenen Provinzen der Genderei produzierten und auf verschiedene Anforderungen hin spezialisierten Formen des Wissens dahin tendieren, füreinander unverständlich und inkompatibel zu werden.¹⁶ Darüber, und insbesondere über das widersprüchliche Neben-, Mit- und Gegeneinander von managerialer Gender-Kompetenz, Genderwissen als fachwissenschaftlichem, aber dabei

nicht notwendig unkritischem „Business as usual“, als disziplinärem und transdisziplinärem „Boundary Pushing“ und den Ansprüchen feministischer Theorie als Wissenschafts-, Grundlagen- und Gesellschaftskritik sollten wir sprechen.

II.

Für die Frauen- und Geschlechterforschung ist der doppelte Bezugshorizont innerhalb und zwischen den Disziplinen, in dem sich feministisch inspirierte Wissenschaft herausgebildet hat, nach wie vor charakteristisch, aber er hat sich verändert. Das zeigt sich in einer deutlich zunehmenden Spannung zwischen Re-Disziplinarisierungsvorgängen, die im Zuge des Bologna-Prozesses zunehmen, und Bemühungen, die Geschlechterforschung als disziplinübergreifendes Unterfangen abzusichern. Die beruflichen Nötigungen zu fachwissenschaftlicher Ausbildung, Profilierung und entsprechender Verankerung in disziplinbezogenen Organisationen und kollegialen Netzwerken kollidieren nicht selten mit disziplinübergreifenden Kooperationsinteressen und auch Kooperations-Zwängen an den jeweiligen Hochschulen, an denen um das Bleibe- und Existenzrecht gerungen wird. Das ist ja manchmal sehr zufällig, was da an disziplinübergreifenden Konfigurationen im Einzelnen entsteht, und selten ist es Ergebnis systematischer Entwicklungsplanung und Besetzungspolitik.

In der künftigen Diskussion dieses Spannungsverhältnisses gälte es, sehr genau die *epistemische* Dimension, in der disziplinäres und transdisziplinäres „Boundary Pushing“ stattfindet oder dem Anspruch nach stattfinden soll, von der *institutionellen* Dimension der Selbsterhaltung von Zentren und anderen Einrichtungen sowie den *individuellen* Arbeits-, Berufs- und Karriereinteressen von Wissenschaftlerinnen, Koordinatorinnen und anderen Beschäftigten in diesem Feld voneinander unterscheiden. Sie stehen zwar faktisch in einem Zusammenhang, sind aber nicht identisch.

III.

Der Feminismus, der seit dreißig Jahren das Feld der Frauen- und Geschlechterforschung motivational, intellektuell und politisch grundiert, hat sich verändert. Er ist differenzbewusster und transnationaler geworden, die Netzwerke haben sich räumlich ausgedehnt im Zuge länderübergreifender Verbindungen, sie haben sich aber auch personell ausgedünnt und sind weitmaschiger geworden. Feminismus und Geschlechterwissenschaft sind nicht dasselbe, sie können sogar gegeneinander in Stellung gebracht werden und voneinander abgrenzen. Aber ich bin überzeugt davon, dass ohne die feministisch inspirierte Leidenschaft und ohne das Interesse an Arbeitszusammenhängen mit anderen FeministInnen, die nicht notwendig Frauen sein müssen, es aber nach wie vor mehrheitlich sind, der Zug auch in dieser Hin-

sicht in Richtung „Business as usual“ abgehen würde. Wie wird diese Möglichkeit eingeschätzt? Wie kann man die eher sozialpsychologisch-motivationale und politische Dimension der feministischen Grundierung einer Wissenschaftsströmung in Entscheidungen über Institutionalisierungsformen berücksichtigen? Ich finde es ein auffallendes Phänomen, dass in den vergangenen Jahren fast in allen Einrichtungen der Geschlechterforschung die Erinnerung an die Herkunft aus dem Feminismus im Namen getilgt wurde. Wofür steht diese Tilgung? Für „rhetorische Modernisierung“¹⁷ oder Realismus? Während der Feminismus auf der Ebene der Rhetorik und der Namensgebungen verabschiedet wird, kommen aus zwei Feldern neue Herausforderungen (und Namen) ins Spiel, die den Horizont der Geschlechterforschung verändern: aus der Queer-Theory, die eine spezifische Mischung aus dekonstruktivistischem Selbstverständnis und identitätspolitischen Motiven darstellt und an der Basisunterscheidung der Frauen- und Männerforschung rüttelt, und aus der Diversitäts- bzw. Intersektionalitätsforschung, von denen vor allem Letztere den „intra-kategorialen“¹⁸ feministischen Fokus auf „Unterschiede unter Frauen“ herausfordert und transzendiert. Wie verhalten sich die drei Konfigurationen (Frauen- und Geschlechterforschung, Queer-Theory und Diversity/Intersektionalität) zueinander? Ich vermute hier neue Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten, wobei auch hier wieder zwischen den verschiedenen Hinsichten (epistemologische, institutionelle, individuelle) zu differenzieren wäre. So halte ich zum Beispiel die Diskussion um Intersektionalität für eine enorme Bereicherung und Erweiterung in epistemologischer Hinsicht, institutionalisierungspolitisch ist sie dagegen ambivalent und kann, ähnlich wie der „Diversity“-Boom, zur De-Legitimierung reiner Gender-Professuren und Gender-Stellen führen.

IV.

Das Feld der Gender-Einrichtungen im deutschsprachigen Raum ist ausgesprochen heterogen. Wir haben ein paar Leuchttürme, einige Zimmer für sich allein, einige Bretterbuden,¹⁹ und auch schon einstürzende Neubauten und Ruinen. Und nun wollen wir dem Ganzen ein Dach geben.

Angesichts der beschriebenen Entwicklungen, nicht zuletzt der Prekarität der Arbeitsverhältnisse im Feld der Koordinationsstellen und Zentren, angesichts von Stellenkürzungen und des Rückgangs an voll denominierten Professuren, ist die aus der Konferenz der Einrichtungen der Geschlechterforschung (KEG) hervorgegangene Initiative, eine Art vereinsförmiger „Dachorganisation“ zu gründen, die einen gemeinsamen strategischen Raum, einen Kommunikationsraum eröffnet, der über die Fachorganisationen und disziplinär verankerten Arbeitsgruppen hinausweist, grundsätzlich zu begrüßen und wichtig. Dies dürfte insbesondere für WissenschaftlerInnen in denjenigen Fächern gelten, die nicht über disziplinär verankerte Orga-

nisationen verfügen. Sie bekommen durch diese Dachgesellschaft erstmals einen Ort und einen Kommunikationsraum für ihre thematischen Interessen.

Welche Form dieses Dach letztlich annehmen wird, ist die zentrale Frage. Wenn es die einer disziplinübergreifenden Fachgesellschaft Geschlechterstudien annehmen soll, die davon ausgeht, dass die Genderstudien inzwischen selbst eine Disziplin geworden sind, dann wird es überaus wichtig sein, das Verhältnis zu den bereits existierenden disziplinären Sektionen oder Fachgruppierungen zu klären. Dies umso mehr, wenn die Gesellschaft beansprucht, zur Definition von Standards im Feld der Geschlechterforschung beizutragen und eine wissenschaftspolitische Sprecherinnenposition einzunehmen bzw. eine institutionalisierte Adresse in der *scientific community* anzubieten. Im Vorfeld der Gründung ist die offizielle Einbeziehung der anderen Zusammenschlüsse anscheinend nicht zufriedenstellend gewesen. Nun werden die nötigen Klärungen *nach* der Gründung erfolgen müssen.

Der „disziplinorientierten Transdisziplinarität“, die bisher charakteristisch ist für die Geschlechterforschung und ihre Form des „Boundary Pushing“, wächst inzwischen aus dem eigenen Feld in Form disziplinübergreifender Studiengänge mit Abschlüssen im Fach Gender Studies ein wissenschaftlicher Nachwuchs heran, dessen disziplinäre Grundlagen und Bindungen zumindest teilweise schwächer sein werden als in der Gründerinnengeneration. Dafür, dass daraus unter den derzeit zu beobachtenden Bedingungen der Re-Disziplinarisierung kein Nachteil für wissenschaftliche Berufskarrieren wird, muss die Fachgesellschaft Sorge tragen.

In einer weiteren Hinsicht zeichnet sich ein Spagat ab: Eine Fachgesellschaft für Geschlechterstudien muss auf der Vorderbühne den professionspolitischen Spielregeln der Wissenschaftsinstitutionen folgen, und sie wird, indem sie das tut, das Feld normieren und gegebenenfalls auch SprecherInnenpositionen hierarchisieren. Das ist unvermeidlich, weil Gehör nur findet, wer dazugehört.²⁰ Dabei wird es darauf ankommen, sich beim Mitspielen auf der wissenschaftspolitischen Vorderbühne nicht zu weit zu entfernen von den feministischen Hinter- und Unterbühnen und dem weiten transversalen Netzwerk an Personen, die mit ihrem Engagement die Frauen- und Geschlechterforschung und ihre Einrichtungen wesentlich tragen.

In allen drei von mir hervorgehobenen Hinsichten steht die Fachgesellschaft vor enormen Herausforderungen: Die disziplinäre und berufsfeldübergreifende Heterogenität im Inneren konfrontiert die Beteiligten mit der Aufgabe einer diversitätsbewussten Profilbildung, für die es im deutschsprachigen Wissenschaftskontext kaum Vorbilder gibt.

Anmerkungen

- 1 Dieser Text basiert auf dem Statement, das Gudrun Axeli Knapp anlässlich der Gründung der deutschen Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Society of Gender Studies am 29. und 30. Jänner 2010 an der TU Berlin hielt.
- 2 Ilse Lenz, Hg., Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung, Wiesbaden 2008, 360.
- 3 Norbert Elias, Engagement und Distanzierung, Frankfurt am Main 1983, 11.
- 4 Benedict Anderson, Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London/New York 2003.
- 5 Gudrun-Axeli Knapp, Aporie als Grundlage. Zum Produktionscharakter der feministischen Diskurskonstellation, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer, Hg., Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster 2003, 240-266.
- 6 Mona Singer, Geteilte Wahrheit. Feministische Epistemologie, Wissenssoziologie und Cultural Studies, Wien 2005, 163-217.
- 7 Patricia Hill Collins, Pushing the Boundaries or Business as Usual?. Race, Class, and Gender Studies and Sociological Inquiry, in: Craig Calhoun, Hg., Sociology in America, Chicago 2007, 572-605.
- 8 Katie King, Theory in its Feminist Travels. Conversations in U.S. Women's Movements, Bloomington 1994.
- 9 Leslie McCall, The Complexity of Intersectionality, in: Signs 30 (2005), 1771-1800.
- 10 Gayatri Chakravorty Spivak, Outside in the Teaching Machine, London/New York 1993: 1-24.
- 11 Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt am Main 1991, 15-22.
- 12 Gudrun-Axeli Knapp, Vom Rand zum mainstream – und zurück? Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung, in: Eva Blimlinger/Therese Garstenauer, Hg., Women/Gender Studies. Against All Odds, Innsbruck 2005, 65-77.
- 13 Sabine Hark, Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus, Frankfurt am Main 2005, 350.
- 14 Hill Collins, Boundaries, 572-605.
- 15 Hark, Partizipation, 382.
- 16 Angelika Wetterer, Geschlechterwissen & soziale Praxis. Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens, in: Angelika Wetterer, Hg., Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge, Königstein/Taunus 2008, 39-64.
- 17 Angelika Wetterer, Rhetorische Modernisierung und institutionelle Reflexivität. Die Diskrepanz zwischen Alltagswissen und Alltagspraxis in arbeitsteiligen Geschlechterarrangements, in: Freiburger Frauen Studien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Geschlechterforschung 16 (2005), 75-96.
- 18 McCall, Complexity, 1771-1800.
- 19 Hark, Partizipation.
- 20 Hark, Partizipation.